

(Nachdruck verboten.)

121 Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

Zwar konnte sie so geschrieben haben, bloß um ihn zu schonen, um ihm die Unruhe zu ersparen. Aber diese bis zur Manie, bis zu hysterischen Anfällen ausartende Angst um die Kinder konnte doch nicht seit heute oder gestern ihren Ursprung haben, sie mußte schon seit geraumer Zeit entstanden und sich stufenweise gesteigert haben. Und da war es kaum glaublich, daß all das in ihren Briefen so gar keinen Widerhall gefunden hatte. Sonderbar und räthselhaft schien ihm auch die Eindringlichkeit, mit der sie ihn zur Quittirung des Militärdienstes zu bewegen trachtete, und ihr Plan, auf dem Lande zu wohnen und die Kinder zu Verwandten nach Wadowice zu geben, schien ihm vollends mit ihrer übertriebenen Sorgfalt um die Kinder in Widerspruch zu stehen.

All das zusammen genommen beunruhigte den Hauptmann in hohem Grade. Wie dem auch war — die heftigen Nervenanfalle Angela's waren unbestrittenes Faktum, und schon der Plan, aufs Land zu ziehen und die Kinder fremden Händen anzuvertrauen, zeugte von einer Abirrung ihrer Gedanken und Gefühle — von einer Krankheit, die sie aus ihrem seelischen Gleichgewicht brachte.

Als der Hauptmann im Schlafzimmer am Schreibtisch Platz genommen hatte, begann er ruhig und angestrengt nachzudenken, trachtete, sich von allem, was er gehört und gesehen Rechenschaft abzulegen und einen verständigen Plan seines weiteren Vorgehens zu entwerfen. Angela ist unzweifelhaft krank, obwohl ihr Organismus gesund zu sein scheint. Was mag das für eine Krankheit sein? Die Erscheinungen, deren er soeben Zeuge gewesen, wiesen darauf hin, daß die Krankheit seit längerer Zeit bestesse. Eine länger andauernde Krankheit, und wäre es auch nur eine hochgradige Nervosität, hätte auf Angela's Organismus einen mehr oder minder nachtheiligen Einfluß üben müssen, hätte Appetit, Schlaf, Verdauungsvermögen beeinflusst. Von all dem war nichts zu sehen.

Es handelte sich hier also entweder um eine rein psychische Krankheit, die ihren Sitz in einem der kleineren Nervenzentren hatte und auf die gewöhnlichen organischen Funktionen nicht reagierte — oder aber — . . . Der Hauptmann dachte an Angela's Briefe, die, besonders in den letzten Jahren mit der größten Ruhe, Klar und verständig in kühlem, beinahe kaufmännischem oder Reporterton geschrieben waren. Dieser kühle Ton nahm nur dann Lebhaftigkeit, Farbe und Wärme an, wenn von den Kindern oder von ihm die Rede war. Nein, eine geistig oder psychisch kranke Person wäre nicht im stande gewesen, solche Briefe zu schreiben und dazu so oft und so regelmäßig. Sie hätte vielleicht durch einige Zeit ihre Krankheit verbergen können, aber ihr krankhafter Geisteszustand hätte sich doch früher oder später durch ein Wort, oder einen unlogischen Gedankenprung im Laufe einer Erzählung oder eines Satzes verrathen. Der Hauptmann strengte sein Gedächtniß an, doch konnte er nichts finden, was in den Briefen seiner Frau etwas derartiges verrathen würde — und er hatte sie mit großem Interesse, mit großer Aufmerksamkeit und zu wiederholten Malen gelesen. Er liebte Angela mit ganzer Seele, mit jugendlicher Gluth, besonders jetzt, nach seiner Rückkehr von Bosnien fühlte er, daß die Gewißheit ihrer Krankheit ein schrecklicher Schlag für ihn wäre, und dennoch prüfte er alles gewissenhaft und würde sich auch die kleinste Beobachtung, die von ihrer Krankheit zeugen würde, nicht verhehlen. Aber er hatte solche Beobachtungen nicht aufzuweisen — außer der räthselhaften Anfalle während seiner Erzählung über Baron v. Reuchlingen. Der Baron! Ein ängstlich-schmerzlicher Gedanke flackerte in seinem Kopfe auf. Sollte doch zwischen seiner Erzählung und den Nervenanfällen irgend ein Zusammenhang bestehen? Nein, nein, das ist unmöglich! Angela hatte ihm so aufrichtig, so ruhig, so ohne jede Verlegenheit, mit so kindlicher Unschuld die Versicherung gegeben, daß sie von keiner Geschichte etwas weiß — daß eine entgegengesetzte Annahme geradezu eine Profanation, ein Verbrechen an seiner Liebe, an seinem Familienglück wäre. Nein, nein! Die Geschichte Reuchlingen's hat mit Angela's Krankheit nichts zu schaffen! Sonst müßte er ja annehmen, daß

sie Log, Komödie spielte, und zwar mit unvergleichlicher Meisterschaft spielte. Der bloße Gedanke daran erfüllte ihn mit Entrüstung, und er stieß ihn auch von sich mit der ganzen Gewalt seiner Liebe. Was könnte das auch für eine Geschichte sein, daß die bloße Erwähnung Angela's so großen Schrecken einzujagen vermöchte? Sein Geist weigerte sich, hinabzutauschen in den Abgrund monströser Kombinationen, wo auch nicht die geringste Hoffnung vorhanden war, eines konkreten Faktums habhaft zu werden. — Nein, nein, nein! Angela mußte krank sein, und dies um so bedenklicher, als ihr Zustand, und die Ursachen desselben vollständig in Dunkel gehüllt waren.

Man wird so schnell als möglich ärztlichen Rath einholen müssen, vorläufig jedoch muß alles angewendet werden, um ihren Geist in Ruhe zu erhalten, unnöthige Aufregung zu vermeiden, ihr Zerstreuung und angenehme Eindrücke zu verschaffen. Vor allem also mußte er ihren Wunsch erfüllen und das Gesuch um Dienstentlassung an das Generalkommando schreiben. Sie hatte ihn ja beinahe aus dem Zimmer gedrängt, daß er das Gesuch schreibe. Natürlich war das stürmische Verlangen, daß er den Dienst quittire, nur eine Wirkung ihrer Krankheit, die Erscheinungsform einer krankhaften Manie, und er, der Hauptmann, müsse die Sache nicht so eilig erledigen.

Aber das Gesuch konnte er doch gleich aufschreiben. Im Nothfalle kann man ihr sagen, daß es bereits eingereicht worden, übrigens, wer kann es wissen, ob nicht morgen schon bei ihrem krankhaften Zustande ein anderer, gerade entgegengesetzter Wunsch in ihr rege wird. — Nach diesen Reflexionen nahm der Hauptmann Tinte, Feder und Papier und setzte nach allen vorgeschriebenen Regeln das Gesuch auf. Mit diesem Dokument begab er sich um zu ihr, um ihr zu beweisen, daß er ihren Wunsch erfüllt habe.

Im Salon fand er Julie, die bei seinem Anblick erschrocken zurückwich und sich wie ein gefangener Hase benahm. Der Hauptmann war, ohne sie näher zu betrachten, dem Zufall dafür dankbar, daß Angela Gesellschaft hatte, und beschloß Julie nicht so bald fortzulassen.

„Ah! Tante Zulchen!“ rief er freudig, trat näher und küßte die dargereichte Hand. „Wie befinden Sie sich? Warum hatten Sie nicht die Güte, uns gestern Abend zu besuchen? Da, Angela, hier das Dokument, von dem wir vorher sprachen. Blicke es durch, ob es Dir gefällt!“

Er handigte Angela das Gesuch ein und wandte sich wieder zu Julie.

„Nun, warum sitzen Sie nicht?“

„Ich muß gehen, ich bin nur für einen Augenblick hier eingetreten.“

„Da, ta, ta, ta! Ich muß gehen! Denken Sie gar nicht daran. Bitte gleich Hut und Mantel abzulegen!“

„Herr Hauptmann,“ sprach Julie flehend. „Dringen Sie nicht darauf, mein Ehrenwort . . .“

„Ich scheere mich nicht darum!“ rief der Hauptmann und nahm ihr fast mit Gewalt den Mantel ab. „Ich will solche Worte garnicht hören. Junge, schöne Damen haben keine Stimme und müssen — falls sie keinen eigenen Mann haben, dem fremden Manne gehorchen. Ich verhafte Sie.“ . . .

„Nun, wenn es anders nicht sein kann,“ sagte Julie resignirt den Hut ablegend „was soll ich Arme thun? So bleibe ich denn, jedoch nicht länger als zehn Minuten.“

„Was heißt das? Empörung?“ schrie der Hauptmann. „Wagen Sie es ja nicht, die Subordination zu verletzen! Wird der Tagesbefehl verländet, so muß gehorcht werden. Sie bleiben, mit der zugeheilten Pflicht, an der Konversation theil zu nehmen. Wir speisen zusammen, trinken dann schwarzen Kaffee, ruhen ein wenig, erzählen einander lustige und unterhaltende Geschichten, und dann erst werde ich auf die breiten Plutgen des Militärlbens der Residenz hinaussegeln, während Sie in ihren stillen Wittwenhasen einkehren. Halt! Da hilft kein Widerstand, kein Protest! So lautet der Befehl, so muß es sein!“

Julie hörte mit ungekünsteltem Schrecken die Rede des Hauptmanns. Seine Gesellschaft war ihr schrecklich unangenehm. In ihrer ganzen gedrückten Gestalt malte sich der sehnlichste Wunsch, aus diesem Hause so bald als möglich zu entkommen, der energischen, gewaltigen Stimme und den prüfenden Blicken

des Hauptmanns zu entgehen. In seiner Gegenwart fühlte sie sich macht- und rathlos. Sie wandte sich zu Angela.

„Angela,“ meine Theure! So bitte doch für mich! Sage, daß es für mich ganz unmöglich ist, ganz unmöglich...“
„Nein, nein!“ rief der Hauptmann. „Gilt nichts! Da bringt Marie die Kunde, daß das Mittagessen fertig ist. Nicht wahr, Marie?“ fragte er das in der Thür stehende Mädchen.

„Jawohl, gnädiger Herr, das Mittagessen ist bereit.“
„Sind die Kinder da?“ fragte Angela.
„Ja, gnädige Frau. Gregor amüsiert sie mit seinen Erzählungen; er ist ein komischer Patron.“

„Nun, von Flucht ist also keine Rede mehr,“ sagte der Hauptmann freudig. „Nicht wahr, Angela, wir lassen die Tante nicht fort?“

„Nein, Angela, ich bitte Dich, thue mir das nicht an!“ bat Julie, „Du weißt am besten, wie unangenehm das für mich wäre.“

„Ho, ho, ho! Fürchten Sie etwa, daß wir sie vergiften! O, solch ein Verdacht kann nicht ungestraft vorübergehen! Nun erst vergifte ich Sie absichtlich mit zwei Gläschen bösnischen Weines! Allons enfants! Angela voran und wir beide hinterher!“

„Nein, Julchen, Anton hat wirklich recht!“ sagte Angela. „Warum willst Du fortlaufen? Komm, wir wollen speisen, dann plaudern. Deine Wirthschaft läuft Dir nicht davon.“

(Fortsetzung folgt.)

Henrik Ibsen.

(Zum 70. Geburtstag des Dichters.)

„Ein Dichter gehört seiner Natur nach zu den Weislichen.“ Dies Bekenntniß rührt von Ibsen her. Es könnte als Ueberschrift und als der zusammengebrängte Inhalt für sein Lebenswerk gelten.

Von nationalistischer Romantik war Henrik Ibsen ausgegangen und im letzten Jahrzehnt ist er zu internationaler Bedeutung gelangt. Für die skandinavische Heimath begann er zu eifern und wo er schalt, da schalt er aus Liebe; und trotzdem wurde er ein geistiger Führer selbst für die romanischen Lande. Sein Geist rang in der Einsamkeit nach freier individualistischer Kraft und so unveröhnlich sein wissenschaftlich anarchischer Standpunkt dem sozialistischen Gedanken gegenübersteht, so hat der Sozialismus trotzdem Grund genug, dem bittersten Ankläger der Gegenwart, der schonungslos unserer Herrengesellschaft den Spiegel vorgehalten hat, dankbar zu sein. Mit Groll im Herzen ist er dem Vaterlande entflohen und da er floh, hat er ihm das Kostbarste gegeben, was ihm zu geben vergönnt war. Nichts hatte er vom Troubadour in seinen Mannesjahren an sich, wie man sich derlei vorzustellen liebt. Er war kein Mann für die Frauen; und seiner neben ihm hat aus dem Haß gegen die Unterdrückung empor solche Brandfackeln wider das männliche Philisterrum geschleudert wie er. Ueber den Mann, der das Alleinsteine suchte und übte und die Wege der Parteien nicht trennte, fielen stets die Philister aller Parteien her; und mit der unabänderlichen Ausdauer, die den braven Mann so wohl kleidet, sind sie im Haß sich treu geblieben.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle eine so merkwürdige Erscheinung, wie die Ibsen's, anders als in großen Umrissen zu fassen. Das scheinbar Gegensätzliche in ihm erweist sich, wenn man näher zusieht, als eine Kette von geistigen Evolutionen, deren Glieder alle ineinander greifen, jedes neue Glied eine Folge von neuer Lebenserfahrung.

Was auf dem Markt der Eitelkeiten heute geschieht, wie Literaten, die sich gern heerdenweis an einen Großen klammern, auf Banketten schwärmen, wie reklamieriger Theaterdirektoren diesen Ibsen feiern, soll uns nichts kümmern. Wie des Mannes Wesen sich entwickelt hat, das ist ein fesselndes Lebensbild.

Zu Skien, einem Städtchen in Norwegen, ist Henrik Ibsen am 20. März 1828 geboren. Er ist der Sohn eines kleinbäuerlichen Patriziers. Der skandinavische Literaturhistoriker Henrik Jäger, ein trefflicher Biograph Ibsen's, hat sich viel um die Familiengeschichte des Dichters bekümmert. Bei diesen Untersuchungen nach der Blutmischung und deren Einfluß kommt viel zu Tage, was leicht zu vagen Vermuthungen und Kombinationen führt. Eigentlich norwegisches Blut findet sich bei Ibsen nicht, und doch will Georg Brandes in seinen Charakterlössen gerade bei Ibsen Seele von norwegischer Seele erkennen. Dänisches und deutsches Blut mit einem schottischen Einschlag war auf Henrik Ibsen vererbt. Den spekulativen Sinn wollen manche auf die deutsche Verwandtschaft, den puritanischen Eifer in einzelnen seiner Werke auf schottische Eigenheit zurückführen.

Auf realeren Boden führt die Kindheit Ibsen's. Seine Eltern bewohnten auf dem Markt von Skien ein Haus neben der Kirche. Manches mußte auf die Phantasie des Kindes lebhaften Eindruck nach der schweren, düsteren Seite hin machen. Das alterthümliche Rathhaus, der Thurm, der Pranger beschäftigten früh die Einbildung des Kindes. Das Tosen der Wasserfälle in der nordischen

Landschaft, des Lange- und Klostervoß dringt gedämpft in die Stadt. Heitere Abwechslung durch Seiltänzer, englische Reiter und derlei mehr war nur spärlich geboten; In Ibsen's achtem Lebensjahre war die Familie völlig verarmt; mit dem Wohlstand war's vorbei; man zog aus Land und leicht konnte der Knabe erfahren, wie aus der Achtung von ehemals Geringfügigkeit wurde. Noch schärfer lernte der heranwachsende Jüngling den Kastengeist des Kleinbürgerthums kennen, als er im winzigen Grimstad zu einem Apotheker in die Lehre kam. Auch in diesen weltfernen Winkel drang ein Athemzug von dem Achtundvierziger Sturm. Manche Demüthigung, manche Bitterkeit mochte Ibsen empfinden haben, und es wird vielleicht gerade in dieser Märzwoche eine Probe der damaligen revolutionären Schwärmerie Ibsen's interessieren. Dem Magyarenvolk, das damals im verklärten Glanz vor Europa dastand, widmet der zwanzigjährige Apothekergehilfe folgende Zeilen:

„Ja, wenn lähn die jungen Geschlechter die Throne umringen,
Wie ein Herbstorkan die Pfeiler der Tyrannei bezwingen,
Soll der Magyarenname, stolz auf die Heldenehre
Als schöne Lösung donnern voran dem siegenden Heere.“

Aus junger, unklarer Sehnsucht, aus der Erbitterung über die Welt der Kastendressur wuchs bei Ibsen der erste dramatische Versuch, sein „Catilina“ empor. Instinktiv rechte sich der Haß wider bourgeoise Heuchelei; Catilina war nicht das Haupt der catilinaren Existenzen mehr, den der alte Cicero, als Hauptvertreter satler Moral in Grund und Boden schimpft, sondern ein tragischer Charakter. Nicht in seiner eruptiven Gewalt, sondern in seiner unbewußten Anflehnung erinnert der Catilina an Schiller's „Räuber“; und so wie Schiller, so hatte der jugendliche Ibsen mit seinem Erstling die schwärmerischen Freunde gewonnen, die ihr Brot mit ihm theilten, die ihn stützten, weil sie an ihn glaubten.

Es giebt Künstler, die, wie die Nachigallen im Frühjahr, in ihrer Jugend ausgeben, was an Melodie in ihnen klingt; und es giebt sprödere Naturen, die spät reifen. Zu den spät Reifenden gehört Ibsen. Von Grimstad aus war die Welt nicht zu erobern. 1850 ging Ibsen dann nach Christiania in Falberg's „Studentenfabrik“, wo „Bauernstudenten“ und andere arme Teufel auch sich des Lernens befleißten. In eine neue, auch politisch erregte Welt von jungen Leuten war Ibsen eingetreten. Als ein Agitator Horrning ausgewiesen wurde, nahm Ibsen an einer Demonstration theil und soll sogar gesprochen haben. Das war die einzige politische Demonstration im ganzen Leben Ibsen's. Im übrigen war er Mitherausgeber einer oppositionellen Zeitschrift, die sich aber auf keine Partei stützte und naturgemäß am Abonnentenschwund litt.

Mit dem Jahr 1851 fängt die eigentliche literar-künstlerische Thätigkeit Ibsen's an. Er wurde „Instruktor“ (künstlerischer Leiter etwa) am Theater zu Bergen. Das Theater war aus norwegisch-nationaler Begeisterung entstanden; und hier war es, wo Ibsen auf lange Zeit hinaus zur nationalistischen Romantik, zur Wiederbelebung des nordischen Volkslied- und Märchenstils, wie zur Wiederbelebung des Saga-Stils, der nordischen Heldensage, gelangte. Für die Bedeutung Ibsen's als eines Führers im öffentlichen Leben, tritt diese Periode zurück. An dänisch-romantische Muster ist Ibsen gebunden, so im Hünengrab, in Das Vikenkrantz an den Geist Delenschlager's. Der lyrische Grundton herrscht vor; nur in seinen Jügen verräth sich der Selbständigkeitsdrang Ibsen's. „Die Herrin auf Destrat“ gilt als Höhepunkt dieser ersten Periode; das leichter wiegende „Fest auf Solhaug“ brachte den ersten großen Theatererfolg.

Die „Herrin von Destrat“ ist bereits eine Gestalt von düstertragischer Größe und vor allen Dingen zeigt sie schon die Ibsen'sche Technik, die in der Folge dem modernen Theater so viel Anregung geben sollte. Das Handwerk in der Kunst, das meist so tief unterschätzt wird, hat Ibsen in Bergen tüchtig erlernt. Er konnte es nützen, als er 1858 nach Christiania aus norwegische Theater kam.

Es war die Zeit des gährenden Dranges nach Selbständigkeit. Wie jezt nach politischer Autonomie, so strebte man damals nach literar-künstlerischer Loslösung vom dänischen Einfluß. Man wollte aus der norwegischen Volks- und Bauernsprache die norwegisch-dänische Schriftsprache neu beleben. Als Widerspruch gegen die dänische Schauspielerei in Christiania war das original-norwegische Theater errichtet worden. Man wollte den skandinavischen Gemeinschaft nicht opfern, aber seine Stammes-Originalität um so energischer wahren. Das entsprach der damaligen Gesinnung Ibsen's; und so dichtete er seine Dramen im Sagastil, in dem markanten knappen Ausdruck germanischer Sage, in der die Leidenschaft wie in verhaltener Gluth, der Humor oft so herb sich ausdrückt. Diese Knappheit war ebenfalls ein wichtiger Gewinn für den späteren Ibsen. Zugleich weisen „Die nordische Heersfabrik“ sowohl, wie ganz besonders „Die Kronpräsidenten“ auf den Seelenergründer und den Meister hin, der menschliche Charaktere gern bloßlegt, wo sich in ihren Abgründe offenbaren, wo ihre Handlungen von dunklen Willensregungen bestimmt sind, über die sie selber keine Macht haben. Schon vermengt sich hier romantisch-mysticistisches Wesen mit dem scharfen Realismus des modern-weitsichtigen Poeten.

Allein es begannen bereits die heimathlichen Zerwürfnisse. Wer an sich glaubt, an seine Sendung, seinen inneren Beruf glaubt, ist der Glückgeborene. Der Prophet wird erobert, der Skeptiker nicht. Diese ideelle Lehre in den Kronpräsidenten ärgerte viele im Laude,

die zwar gut protestantisch, aber rationalistisch zugleich empfanden und auf den gesunden Menschenverstand schworen, der natürlich ihrer eigenen Erkenntnis gleich. Darum zertete man wider Ibsen, drohte unsfährlich mit Stockprügel, ja man that das Bösste, was man thun konnte: Man nannte ihn einen heimlichen Katholiken.

Nicht besser wurde es, als das Reimspiel „Die Komödie der Liebe“ erschien (1862). Es wagten sich die skeptisch-ironischen Klänge hervor, die später mit so manchem konventionell heiligen Gut, mit so mancher zärtlich gehegten Lebenslüge aufräumen sollte. Du wagst es, unsere sentimentale Liebe zu besudeln, riefen gerade jene Kreise am lautesten, denen die Ehe bis auf den heutigen Tag ein stotbetriebener Schacher ist.

Schläge wecken den Gegenschlag; und als politische Umwälzungen dazu kamen, reifte die Erkenntnis Ibsens; sein Horizont wurde größer; er selbst wurde weitsichtiger; er entfernte sich aus der heimathlichen Enge; er mochte sie dadurch objektiver zu fassen, und weltbürgerliche Fragen begannen ihn zu beschäftigen. Die Wege zu solcher Reise sind mit bitteren Enttäuschungen gepflastert.

Auf 1864 reicht wohl die starke Lebenswendung zurück. Es zerrannen im deutsch-dänischen Krieg die nationalistischen Träume Ibsens. Er rief nach Skandinavien die Männer Norwegens an, den skandinavischen Brüdern beizustehen; aber sie gingen ihrem Profitsuchen nach und überließen Dänemark den preussisch-teutonischen Schaaaren, die Ibsen, der Schwärmer für individuelle Kraftbethätigung, aus seiner Anschauung heraus unmöglich schützen konnte.

Dieser teutonischen Schaaaren und der preussischen Vernichtung des freien Individuums, wie er es nennt, gedenkt Ibsen in seinen Gedichten öfter. Selbst als Gast des Khedive in Egypten erinnert er sich des Gewinnels der namenlosen Haufen, die den Göttern auf Königsthronen schwebend die Pyramiden aufstürmen mußten. Und er meint, — das war im Dezember 1870:

Wieder müß'n sich alle Schichten
Pyramiden aufzurichten;
Ströme Blutes mit Todeum;
Thränenflutben, Seufzer, Wimmern
Sagen, wie die Menschen zimmern
Des Gottkönigs Mausoleum.“

Das Erwachen aus einem Traum, sein bisheriger Lebensirrtum, das Aufleben seines eminent sozial-kritischen Geistes, die Höhe männlicher Schaffenskraft, die um das vierzigste Lebensjahr herum erreicht zu werden pflegt, diese Momente trafen zusammen, um die beiden dramatischen Dichtungen entstehen zu lassen, die im poetisch-künstlerischen Sinn das Tiefste sind, was Ibsen zu erreichen möglich war. Es ist das „Brand“ und „Peer Gynt“. Sie sind für die skandinavischen Lände der theuerste Besitz aus der Gegenwart. Sie sind Volksbücher und Kulturelement in des Wortes umfassendem Sinne geworden. In ihren geflügelten Worten und Sinsprüchen denkt man, wie wir in den Worten unserer Klassiker denken. Das sozial-kritische Genie Ibsens beobachtet darin den nationalen Charakter, die nationalen Zustände und dennoch ist das dichterische Gestaltungsvermögen so stark, daß die Typen in in ihrem Menschlichen und Allzumenschlichen von aller Welt begriffen werden können, sowie in dem spanischen Ritter Don Quixote eine Seite aller Menschlichkeit eingeschlossen ist. Das ist Peer Gynt besonders, der Typus des Norwegers, das unserem Dichter so viel Enttäuschungen bereitet hat. Stets ist Peer Gynt sich selber genug, nie er selber. Kaum einer, der sich besser belügen kann, wie er, und sich an seinen eigenen Phantasien berauscht. Man möchte meinen, er könnte es mit sieben bösen Geistern auf einmal aufnehmen, aber allen widrigen Kämpfen weicht er aus. Er geht um das Haus herum, anstatt es gerade zu durchschreiten, sagt Heurik Jäger sehr bezeichnend. Er kann sentimental sein bis zur Thräneneligkeit und ist dennoch ein flacher Selbstling. — Wer von uns allen kennt unter seinen Bekannten mit deutschem Namen, mit blondem Haar und blauen Augen nicht Menschen, auf die Peer Gynt's Portraitstizze überraschend paßte?

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Das noble Geschenk eines Geizhalses. Von einem in der Londoner City wohlbekannten Großkaufmann, dessen Knauferei in bezug auf Geschenke, die er zu machen gezwungen ist, schon häufig bespöttelt wurde, erzählt man sich neuerdings ein nettes Geschichtchen. Besagter Herr besand sich vor kurzem wieder einmal in der für ihn recht unbehaglichen Lage, einem intimen Bekannten eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Bei einem Geschäftsfreunde, der ihm eben erst einen großen Dienst geleistet hatte, sollte ein wichtiges Familienereigniß gefeiert werden, und Mr. Miser fühlte die moralische Verpflichtung, diesmal wirklich etwas tiefer in die Tasche zu greifen und ein anständiges Geschenk zu beschaffen. Als ihm die Sache schon viel Kopfschmerzen verursacht hatte, kam er endlich durch einen Zufall darauf, wie er ein überaus nobles Präsent machen könne, ohne seinem Herzen einen allzu empfindlichen Stoß versehen zu müssen. In der Absicht, sich etwas anzusehen, was er eventuell kaufen könnte, betrat er eines Vormittags das Geschäft eines Kunsthändlers in Regentstreet. Der Mann schien eben großen Vergor gehabt zu haben, und es dauerte auch nicht lange, da erzählte er seinem ziemlich unschlüssig umherblickenden

Kunden, daß vor wenigen Minuten auf ganz unerklärliche Weise eine werthvolle Statue herabgefallen sei und in mindestens 50 Stücke zerbrochen wäre. Dabei wies er auf einen Haufen Trümmer in einer Ecke. In Mr. Miser's Augen leuchtete es auf. „Was wollen Sie für die Scherben haben?“ fragte er hastig. Der Händler sah ihn erstaunt an. „Nun, als Statue war das Ding 150 Pfst. (3000 M.) werth, jetzt natürlich wäre ich froh, wenn ich die Stücke, die sich schließlich wohl noch zusammensetzen ließen, für 30 Shilling los würde,“ meinte er dann zögernd. „Gut, Sie sollen die Summe haben,“ rief der Käufer und zahlte das Geld sofort auf den Tisch. Dann bezeichneter die Adresse, an die die zerbrochene Statue mit seiner Visitenkarte geschickt werden sollte, und ging heimlich vor sich hinlachend mit leichterem Herzen als er gekommen war seiner Wege. Sein Freund — dachte er bei sich — würde selbstverständlich überzeugt sein, daß die prachtvolle Figur, deren Kunstwerth sich an den zerbrochenen Stücken noch sehr gut erkennen ließ, beim Transport entzweigegangen sei. Wie groß war jedoch Mr. Miser's Ueberraschung und Verdruß, als er nach zwei Tagen ein kurzes, aber an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassendes Briefchen erhielt, in dem es hieß: „Gieber M. . . . — ich bestätige hiermit den Empfang Deines kostbaren Geschenkcs und sage Dir meinen besten Dank. Beschalb hast Du Dir aber nur die Mühe gegeben, jedes Stück der herrlichen Statue besonders einzwickeln? —“

Literarisches.

— Die Gesamtsomme der von der Schiller-Stiftung im Jahre 1897 gewährten Verwilligungen erreichte im ganzen den Betrag von 45 250 M. Davon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 13 600 M., auf vorübergehende (auf ein oder mehrere Jahre bewilligte) Pensionen 23 625 M., einmalige Verwilligungen 7025 M. —

Theater.

— Die Gäste vom Londoner Lyceum-Theater haben Shakespeare's „Macbeth“ als Abschiedsvorstellung gewählt; deutlicher noch, als an den vorhergehenden Abenden, konnte man erkennen, worin die Stärke der englischen Schauspieler besteht. Nicht das Genie des Einzelnen macht es, sondern ausdauernde Kunstarbeit und der große Werth, der der äußeren Szenerie als bedeutendem Kunstmittel beigelegt wird. Hier waltet sicherlich Kunstgeschmack, mit seinem Takt gepaart. Was das auf der Bühne zu sagen hat, wird ein Beispiel sofort klar machen. Macbeth kommt. Die drei Hexen stehen da an einen Felsen gelehnt. In ihren grauschimmernden Gewändern, in ihrer starren Unbeweglichkeit sehen sie aus, als wären sie mit dem verwitterten Gestein verwachsen, als wären sie selber phantastische Felsgebilde, ein Stück jener unheimlichen Natur, in die Macbeth eintritt. Das giebt Stimmungen, die wir allerdings auf unserem Theater nur äußerst selten erreicht sehen; und der Grund ist auch klar. Das englische Theater besitzt nur eine und die andere Bühne, die ernst zu nehmen ist. Alles übrige ist dem Spelktel verfallen. Die wirkliche Bühnenkunst braucht darum nicht der tödlichen Konkurrenzjagd zu verfallen, in die wir gerathen sind. Wenn das Lyceum-Theater ein Shakespeare-Drama inszenirt, so weiß es: Dieser Neu-Aufführung ist in der Regel eine lange Reihe von Wiederholungen gesichert. Eine widerwärtig lächerliche Novitätenheze in unserem Sinne giebt es nicht. Man kann also seine Kräfte konzentriren. Geniale Schauspieler lassen sich nicht aus der Erde stampfen; aber mit feiner, aufmerktsamer Kunstarbeit erreicht man am Ende auch viel. Es wird da unermüdlich geprobt. Auf's minutiöseste werden Dekorationen, Ausstattung, Requisiten beschafft. Hier geht keine Lüderlichkeit durch. Stellungen, Gruppen werden immer auf's neue angeordnet, bis die befriedigende bildliche Wirkung erreicht wird. In der Arbeit also liegt das Verdienst unserer englischen Gäste, nicht an dem Genie des Herrn Robertson oder der Frau Campbell; bei aller Hochachtung vor der ergreifenden Studie der Frau Campbell als nachtwandelnde Lady Macbeth. —

— Theater-Erinnerungen von 1848 werden in der „Nat. Zig.“ veröffentlicht. Ende Februar 1848 erließ der Generalintendant der königlichen Schauspieler in Berlin, von Küstner, eine Theaterverordnung, daß in der Gegenwart gekrönter Häupter auf der Bühne stets der Hut abgenommen werden müsse. Er hatte nämlich von Friedrich Wilhelm IV. einen Verweis erhalten, der in der Aufführung des Trauerspiels von Karl Werder „Columbus“ mißfällig bemerkt hatte, daß einige Choristen in Gegenwart des Königs von Spanien den Hut auf dem Kopfe behalten hatten. Aber in den königlichen Schauspielern hatten die Ereignisse in Paris auch schon ein Echo geweckt. In der Vorstellung des „Don Carlos“ nahm Bauer als Graf Verma vor König Philipp trotzdem den Hut nicht ab und sagte Herrn von Küstner auf seine Mahnung, er habe unter Pfand und dem Grafen Brühl nie den Hut abgenommen und brauche dies auch nicht in der Rolle des Obersten der königlichen Leibwache. Im Anfang März wurde der Besuch der königlichen Theater täglich schwächer. Am 15. März hörte man im Schauspielhause von der Brüderstraße her Schüsse fallen, und alsbald verließ die Hälfte der Anwesenden das Theater. Am 17. März traf von dem Polizeipräsidentium der Befehl ein, sämmtliche Waffen der königlichen Theater fortzuschaffen. Am 19. März las man an den Thüren des Schauspielhauses die Kreide-Inschrift: „Heute wird nicht gespielt“; am 20. März riß man die Theaterzettel ab, und am 21. März gab

man im Schauspielhause „Nathan der Weise“, im Opernhause führte man Mozart's „Requiem“ zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen auf. Von den Theaterzetteln verschwanden fortan die Titel Madame und Mademoiselle, an ihre Stelle traten Frau und Fräulein. In der Vorstellung des „Nathan“ trugen am Abend des 21. März alle Künstler schwarz-roth-goldene Bänder und Kokarden. Als „Die Herzogin“ von F. V. Klein einstudirt wurde, erschien der Verfasser, ein geborener Ungar, mit Schleppsäbel und schwarz-roth-goldener Schärpe auf der Probe. Aber das Theater zog nicht mehr. Die Einnahmen deckten nur selten die Tageskosten, Sonntags konnte man nur in einem Hause spielen. Selbst bei Döring's Wiederanstreten nach achtwöchentlicher Abwesenheit hatte das Schauspielhaus nur 15 Thaler Einnahme, am 10. Mai sogar nur 14 Thaler. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Heilpflanzen gegen Schlangengift. Daß manchen Naturvölkern, ebenso wie den Schlangenbeschwörern Indiens, pflanzliche Mittel gegen den Schlangengift bekannt sind, die seine verderbliche Wirkung, sei es durch Auslegen auf die Wundstelle, sei es durch innerliche Einverleibung, mildern oder ganz aufheben, ist sehr wahrscheinlich, wenn es auch den Bemühungen der Wissenschaft bisher noch nicht gelungen ist, ein solches zu entdecken. Auch Thieren, insbesondere Affen, schreibt man Kenntniß von Kräutern zu, deren Genuß Schlangengift unschädlich macht. Werden diese Thiere einmal von einer giftigen Schlange gebissen, so sollen sie schleunigst jene schützenden Pflanzen aussuchen und werden durch ihren Genuß gerettet, gehen dagegen elend zu grunde, wenn sich in der Vertlichkeit die betreffenden Kräuter nicht finden. Die Annahme, daß manchen Pflanzen eine Schutzwirkung gegen das Gift der Schlangen innewohnt, findet nun eine merkwürdige Bestätigung durch neuere Versuche von Dr. Phipps, einem französischen Forscher, der in den letzten Jahren mehrfach Studien über die Natur des Schlangengiftes gemacht hat. Er fand zunächst, daß Gallensäure (Cholestearin), das sich in der Galle und den Nerven, dem Blute der höheren Thiere, dem Eigelb u. s. w. findet, eine bemerkenswerthe Schutzwirkung gegenüber dem Schlangengift entfaltet. Und dieselbe Wirkung hat auch das pflanzliche Cholestearin, das von Armand in der Mohrrübe entdeckt worden ist, und das auch im Getreide und in jungem Pflanzengrün vorkommt. Auch in den Säften anderer Pflanzen gelang Phipps der Nachweis von Stoffen mit ähnlichen Kräften. Das Tyrosin z. B. ist ein Stoff, der sich namentlich in allem Käse (daher der Name, denn Tyros heißt auf griechisch Käse), aber auch im Pflanzenreich, z. B. in der Melasse, und namentlich in den Knollen der Georginen (Dahlia) und in einem Pilz, dem schwarzen Täubling, findet. Nach Phipps kann nun Thieren, die mit einer Ausschwenkung von Tyrosin in Wasser geimpft sind, nach 24 bis 48 Stunden eine Menge Schlangengift eingespritzt werden, die für Kontrollthiere schon nach 5—6 Stunden tödtlich wirkt, ohne daß die geimpften die allgemeinen Kennzeichen einer Vergiftung bemerken lassen. 5 Milligramm Tyrosin genügen, um ein Meerschweinchen gegen Schlangengift zu seilen, doch ist die Giftfestigkeit und ihre Dauer mehr oder weniger von der Größe der Gabe abhängig. Im allgemeinen ist mit 10—20 Milligramm schon nach 24 Stunden eine ausgesprochene Immunität zu erreichen, die 25 Tage anhalten kann. Gleichzeitig mit dem Schlangengift an einer anderen Körperstelle eingespritzt, vermag das Tyrosin den Tod wohl mehrere Stunden zurückzuhalten, doch ist es nicht im stande, ihn abzuwehren. Es ist also kein echtes Gegengift, auch nicht im chemischen Sinne, denn mit Tyrosin gemischtes Schlangengift behält seine gefährliche Wirkung. Trotzdem muß aber das Tyrosin als ein neuer chemischer Schutzstoff gegen Schlangengift gelten, und was das wichtigste ist, auch der Saft der Pflanzen, z. B. der Georginenknollen, die Tyrosin enthalten, bringt die Schutzwirkung zu stande. Ein bis zwei Kubikcentimeter des frisch ausgepreßten Saftes einer Georginenknolle genügen, um ein Meerschweinchen gegen eine sonst tödtliche Menge von Schlangengift zu schützen. Verschiedenes spricht nach Phipps noch dafür, daß auch das Tyrosin nicht der einzige Stoff ist, welchem im Georginensaft die schützende Kraft innewohnt, sondern daß die Georginenknolle aller Wahrscheinlichkeit nach außerdem noch Stoffe enthält, die allein stärker sind, als Tyrosin. Immerhin ist aber die Thatsache außerordentlich interessant und wichtig, daß diese Versuchsergebnisse Phipps' das erste bekannte Beispiel dafür liefern, daß gewissen Pflanzenäften eine Schutzkraft gegen Schlangengift innewohnt. — („Tägl. Rundsch.“)

Geologisches.

— Erdbeben-Beobachtungen. Durch einen Erlaß des niederösterreichischen Landesrathes vom 13. Januar d. J. wurden sämtliche Lehrpersonen zu Beobachtungen über Erdbeben aufgefordert. Angeregt durch die in den letzten Jahren aufgetretenen Naturereignisse, insbesondere durch die Erdbebenkatastrophe von Laibach im Jahre 1895, hat die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse der Akademie der Wissenschaften eine ständige Kommission aus Fachgelehrten eingesetzt, welche mit der Aufgabe betraut wurde, in den österreichischen Ländern ein intensiveres Studium der Erdbeben-Erscheinungen anzubahnen. Diese akademische Kommission hat

durch eine Organisation von Erdbeben-Stationen bereits wesentliche Erfolge erzielt und strebt nun die Erweiterung und Verdichtung des Beobachtungsnetzes an. Der Unterrichtsminister hat durch einen Erlaß vom 29. November 1887 angeordnet, die Lehrerschaft an den Volks- und Bürgerschulen von der Errichtung der Erdbeben-Stationen zu verständigen und zur regen Mitwirkung an diesem Unternehmen anzueifern. —

Humoristisches.

— Der verhexte Wald. Aus der Lahngegend wird berichtet: In dem Orte W. hat sich die Sage erhalten, daß in früheren Zeiten in einem Prozeß mit der Gemeinde N. wegen des Eigenthumsrechts an einem großen Waldkomplex ein Dorseinwohner einen falschen Eid geleistet habe, und der Wald infolge dessen zu Unrecht der Gemeinde als Eigenthum zugesprochen worden sei. Seit jener Zeit soll nun der Geist des Meineidigen, der keine Ruhe finden könne, in diesem Walde haufen und von Zeit zu Zeit seinen Spuk treiben. Namentlich in der letzten Zeit hatte sich der Geist, wie viele Einwohner auf dem Nachhauseweg in später Abendstunde beobachtet hatten, wieder sehr bemerlich gemacht, indem er an verschiedenen Stellen des Waldes in feuriger Gestalt Umgang hielt. Der ganze Ort kam in große Aufregung und es wagte kaum mehr jemand des Abends allein den Wald zu passieren. Das Wirthshausgespräch drehte sich fast ausschließlich um den bösen Geist und es wurde hin und her berathen, wie denselben beizukommen sei. Man beschloß, eine Deputation an den Herrn Pfarrer zu senden und mit diesem zu berathen, wie der Geist zu bannen sei. Der Beschluß wurde ausgeführt und der Herr Pfarrer sagte seine Hilfe zur Vertreibung des Geistes zu. Etwa 20 entschlossene muthige Bürger versammelten sich eines Abends in einer bestimmten Wirthschaft und diese zogen dann, mit dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Lehrer an der Spitze, bewaffnet dem Walde zu. Es dauerte auch gar nicht lange, so sahen sie an einer entfernten Stelle des Waldes Feuererscheinung sich hin und her bewegen; der Geist ging also in der That wieder glühend um. Muthig ging's voran, und als man in die Nähe des Geistes kam, war man nicht wenig erschaut, zu sehen, daß dieser nicht mehr umherirrte, sondern an einer und derselben Stelle feurig wie gebannt verblieb. Mit Hurrah nahmen die Beherzten den feurigen Punkt ein, und was zeigte sich ihnen? Einige noch brennende Pechsäcke, die am Verglöhen waren, lagen zusammengeworfen da! Es trat nun Todesstille ein, und dadurch konnten die beherzten Männer in der Ferne im Walde noch das Rascheln des dürrn Laubes vernehmen. Es hatten sich einige halbwegsichtige Burschen von W. zusammengefunden und heimlich diesen Spuk getrieben, bis sie an jenem Abend gestört wurden und schleunigst davontiefen. —

Vermischtes vom Tage.

— In Magdeburg tödtete ein 22 jähriger Schneider seine Frau, von der er getrennt lebte, und dann sich selbst mit Revolvergeschüssen. —
 — Am Sonntag wurde in der Pfarrei zu Goczalkowiz (Kreis Pleß) ein Raubmord verübt. Die Köchin wurde schwer verwundet, eine größere Geldsumme entwendet. —
 — In Breslau wurde ein Zahntechniker wegen fahrlässiger Tödtung zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Er hatte eine Patientin ohne Hinzuziehung eines Arztes narkotisirt, und diese war während der Narkose gestorben. —
 — Freitag Nacht sind in Wilkowy (Schlesien) von einer Familie 3 zwei Personen erstickt; zwei befinden sich noch in Lebensgefahr. —
 — In Paris hatte die Polizei den Tod eines Greises festzustellen, der scheinbar in bitterster Armut gelebt und oft von den durchaus nicht reichen Nachbarn dankbar Unterstützungen angenommen hatte. Der Greis war aus Hunger und Entbehrungen hilflos und verlassen in seiner elenden Kammer gestorben. Bei der Durchsuhung fand der Beamte einen kleinen Koffer mit 800 000 Fr. in guten Werthpapieren! —
 — Der Leuchtturm am Hafeneingang von Syra ist am Montag vom Sturm zerstört worden. —
 c. e. In Barcelona fand bei dem Brand einer Petroleum-Niederlage eine Wittve mit ihren drei Kindern den Tod. —
 — Ein Riesengeschäft. Das eben jezt in eine Aktien-gesellschaft verwandelte Thee- und Delikatessengeschäft Lipton in London besitzt 250 Zweiggeschäfte in England, 3000 Agenturen in 96 Staaten, eigene Ceyloner Theeplantagen und eine Transportflotte. Lipton's Zollrechnung für Thee-Import beträgt an manchen Wochen in England allein 50 000 Pfund. —
 — New-York, d. h. das jetzige Groß-New-York, hat im letzten Jahre über 14 Millionen Mark für seine Feuerwehr bezahlt, viermal so viel wie London. Der Lohn eines New-Yorker Feuerwehrmannes ist etwa doppelt so hoch wie der eines Londoner. Bei einer New-Yorker Feuerbrunst werden durchschnittlich 19 000 Gallonen Wasser verwandt, gegen 10 000 in London. Das ist sehr erklärlich, da die Häuser New-Yorks durchschnittlich viel höher und größer sind, als die in London. —